

Münchhausen und das Geheimnis des Millirahmstrudels.

Aufgezeichnet von Hans Jachim

„Der Geist stirbt nicht“, sprach unser allseits geschätzter Freund Freiherr von Münchhausen an einem späten Herbsttag des Jahres 2009. Wir, die Zuhörer, das war ein Freundeskreis von Liebhabern eines kleinen, ein wenig altmodischen englischen Sportwagens der Marke Morgan und zu dem Gespräch hatten sich die im Wiener Raum beheimateten Clubmitglieder eingefunden, unterstützt von einigen Wenigen, die eine weitere Anreise wieder einmal nicht gescheut hatten. „...und ebenso, wie der Geist unsterblich ist“, setzte Baron Münchhausen eben seine Ausführungen fort, „genau so kann dieser Geist zwischen verschiedenen Zeitsystemen wechseln. Ich will euch als Beweis die ganze Geschichte um den Millirahmstrudel und seine Entdeckung, wie ich sie selbst und wahrhaftig erlebt habe, erzählen und ihr mögt dann selbst urteilen.“

Diesen Worten folgte atemlose Stille und die Neugier der Anwesenden schwebte in der Luft wie Auspuffgase eines Zweitaktmotors. Dies ist nun die Erzählung meines Freundes Hieronymus Freiherr von Münchhausen, wie ich sie aus der Erinnerung niedergeschrieben habe, ohne etwas wegzulassen oder hinzuzufügen. Hieronymus zündete sich also sein Pfeifchen an, nahm einen tüchtigen Schluck Soosser Rotwein und begann:

„Wie ihr wisst, lebe ich schon viele Jahre in Laxenburg bei Wien, nachdem mir ein verblichener Oheim das Schloss Laxenburg mit Wald, Grund und Stallungen hinterlassen hatte. So trat ich damals mit meinem treuen Schlachtross die Reise nach Wien an, getreu meinem Wahlspruch: Die beste Art zu reisen ist zu Pferd, wenn nur der Gaul laufen und der Reiter reiten kannAber auch das ist nun schon Jahre her und ich bin nun schon ein Wiener mit Leib und Seele und auch das Wiener Idiom fällt mir nicht schwer, nachdem ich ja lange Zeit auch in Diensten der seligen guten Kaiserin Maria Theresia verbracht hatte. Doch gingen die Jahre nicht ganz spurlos an mir vorüber und körperliche Bequemlichkeit veranlasste mich, das Reiten einzustellen und eines dieser neumodischen Automobile anzuschaffen. Es sollte jedoch ein standesgemäßer Wagen sein, der mir über Jahrzehnte dienen sollte ohne dabei ungebührlich zu altern und unmodern zu werden. Ein Freund empfahl mir einen Händler, der - so wie andere mit Pferden- mit Automobilen handelte. Er weilte unweit des Laxenburger Gutes und als ich ihn hoch zu Ross besuchte und ihm mein Anliegen vortrug, war er von meiner Absicht, mich zu motorisieren, sofort begeistert und hatte auch sogleich einen guten Rat bereit. „Wenn S´ ein Automobil wollen, Euer Gnaden, das nicht unmodern wird, so kauf´n S´Ihnen doch einen Morgaan, der iss es schon.“ Weiter fuhr er mit leuchtenden Augen und in getragendem Tonfall, der mich durch sein leichtes Näseln sofort an den beim Wiener Hof üblichen vornehmen Akzent erinnerte, fort: „Da Euer Gnaden gerne zu reiten belieben, wie ich sehe, trifft sich das sehr gut denn ein Morgaan wird nicht gefahren sondern gleichfalls geritten.“ Dabei zitierte er einige weitere Verse in englischer Sprache, nunmehr bereits in einem singenden Tonfall, wobei der Unterschied zwischen „driving a car and riding a Morgan“ eindringlich hervorgehoben wurde. „...und zufällig habe ich einen gebrauchten Morgaan“ - er zog den Namen der Marke tatsächlich dabei immer wieder genüsslich in die Länge wie in Erwartung einer Vorfreude auf ein kommendes Geschäft - „ein Prachtstück, sieben Jahrl´n alt und kaum gefahren. Er gehörte einem Harfenspieler bei den Philharmonikern, den der Motorlärm zu sehr verschreckt hatte. Dazu hat er sich ein paar mal die sensible Künstlerhand beim Einlegen des Retourganges verstaucht. Der Wagen war aber immer garagiert.“ „Im Musikvereinsgebäude“ - fügte er noch hinzu.

Als ich ein wenig zögerte und etwas von „Automobilclub, prüfen“ murmelte, erweiterte er sein Angebot: „Das Rossnehm'ich gerne in Zahlung. Es wird in der Hofreitschul' eine neue Heimat haben, ich kenne dort einen Oberbereiter, der auch einen Morgaan fährt, pardon: reitet.“



Topp. Ich schlug ein und so bin ich seit über dreißig Jahren Besitzer eines Morgan, während mein treues Schlachtross, ein Schimmel - zumindest nach Aussage von Max Bulla, so hieß der gute Mann - einen Ehrenplatz als Zuchhengst in der „Spanischen Hofreitschule“ erhielt und vielleicht schon Stammvater einer Generation besonders feuriger Rösser geworden ist. Seitdem ist mein Vertrauen zu Max unerschüttert, auch wenn er mir später gelegentlich in seinem Verkaufsraum eine belegte Semmel mit Pferdeleberkäse anbot.

Aber weiter in meiner Erzählung. Seit damals reite ich nicht mehr auf meinem Gut oder im Wiener Prater sondern mit besagtem Morgan im Wienerwald herum, was gleichermaßen gesund für Blutkreislauf und die Verdauung ist. Bei kühlem Wetter übrigens ähnlich dem sogenannten Schwitzbad, wie ich es bei den Türken und Mamelucken kennen gelernt hatte. Allerdings in umgekehrter Reihenfolge: man nimmt zuerst das abkühlende Luftbad, bis Ohren und Nase blau angelaufen sind, um alsdann mit der ganzen warmen Kleidung in ein geheiztes Gastzimmer einzutreten, wobei einem sofort der gesunde Schweiß aus allen Poren schießt. Vom Schließen des Daches hatte mir mein Gesundheitsberater Max B. eindringlich abgeraten, „da es überall reinzieht und Euer Gnaden sich dabei nur eine Verköhlung holen könnten“. Das schien mir als ehemaligem Reitersmann aber durchaus logisch zu sein. Als ich mein Verdeck unlängst aus der Versenkung holte, um es einmal von meinem Knecht reinigen zu lassen, scheuchte ich dabei nur ein Eichhörnchen auf, das darin bereits sein Nest aufgeschlagen hatte und nun empört samt seiner Familie das Weite suchte.

Doch zurück zu meiner Geschichte. Im Wienerwald besuche ich gerne das Helenental, Mayerling und mache häufig Rast bei einem Gasthof namens „Schusternazl“. Dieser ist sehr bekannt, existiert seit urdenklichen Zeiten, er ist sogar als Landmarke auf den modernen Straßenkarten eingezeichnet, gewissermaßen das Zentrum des Wienerwaldes. Der Wirt hatte mir seinen Millirahmstrudel empfohlen und geschworen, dies sei der einzig Original, wenngleich man diesen Strudel heute schon überall serviere. Aber seine Frau Urgroßmutter hätte ihn erfunden, das Rezept sei seit damals im Familienbesitz und nur er selbst wüsste das Geheimnis der Zubereitung. Der Koch arbeite mit verbundenen Augen und die Zutaten werden ihm vom Wirte zugereicht. Ich fand an der Geschichte und auch am Strudel Geschmack und so ist der Schusternazl seither einer meiner bevorzugten Rastplätze für Café und Kuchen.

Vor einigen Wochen, es war ein schöner sonniger Herbsttag, die Blätter fielen bereits verfärbt von den Bäumen, ritt ich wieder einmal gen Helenental. Das Hotel Sacher in Baden ließ ich diesmal links liegen obwohl ich hier gerne der Sachertorte meine Referenz erweise. Das Haus ist ja noch im Besitz der letzten Nachkommen der Familie Sacher, während das gleichnamige Hotel in Wien nach dem Ableben der berühmten zigarrenrauchenden „Frau Sacher“ an andere Besitzer über gegangen war. Meine geliebte Sachertorte wird hier am Beginn des Helenentals nach dem originalen Rezept mit einer Schicht Marillenmarmelade in der Mitte und auf der Oberseite hergestellt. Gleichwohl ist der Name „Original-Sachertorte“ für das Wiener Etablisement geschützt, deren Torte nach dem gleichen Rezept hergestellt wird, während etwa die Sachertorte des Demel ungeteilt, also nur mit Marmelade auf der Oberseite komponiert wird. Dazu muss man aber anmerken, dass die Sachers nicht mit

Sacher-Masoch verwandt sind, dem wir so viel für die Erforschung des lustvollen Morgan-Reitens verdanken. Doch vorbei am Hotel Sacher, diesmal sollte es wieder ein Millirahmstrudel am bekannten Ziel werden.



Das Laub raschelte bei der Fahrt durch den Wald appetitanregend, ab und zu verirrte sich ein buntes Blatt in mein Cockpit oder auf meine Schulter wie weiland bei Siegfried, als er im Drachenblut badete. - Doch plötzlich und gänzlich unerwartet kam Nebel auf, anfangs leicht, dann immer undurchdringlicher scheinend. Rechter Hand am Straßenrand bemerkte ich eine Gestalt in zerknittertem Trenchcoat mit Sportmütze, die ein Blatt Papier in Händen hielt und mich kurz an Max Bulla erinnerte, der ja seit geraumer Zeit leider nicht mehr unter uns weilt. Im Vorbeigleiten drangen Wortfetzen wie „take a ride in open air, happy Morganeering“ an mein Ohr doch im nächsten Augenblick war der Spuk verschwunden. Der Nebel wurde jedoch noch dichter, ich musste die Zügel ziehen und kam zum Stillstand. Aus der Nebelwand erschien ein Mann in

Polizeiuniform. Er trug eine altertümliche Pickelhaube, Säbel und an der Brust das bekannte Metallschild der Wiener Polizei der Kaiserzeit. Dieses Wappenschild, ein symbolischer Rest des vormaligen Kürassierpanzers hatte den braven Polizisten damals zum Spitznamen „Wappler“ verholfen, wenngleich später auch die Bezeichnung „Mistelbacher“ nach dem Landkreis üblich war, aus dem sich die Edelsten und Getreuesten dieses Berufsstandes rekrutierten. Besagter „Wappler“ gab mir mit unbewegter Miene und Handzeichen zu verstehen, langsam weiter zu fahren und dabei, entgegen meiner ursprünglichen Absicht, nach rechts abzubiegen, was ich auch tat.



Tatsächlich lichtete sich der Nebel, ich erkannte im neuerlich aufflackernden Sonnenschein den mir vertrauten Straßenverlauf, an der „Wöglerin“ vorbei zum „Schusternazl“. Und doch war alles plötzlich irgendwie verändert, es gab weniger bewohnte Häuschen, mehr Bäume, die Straße war plötzlich rumpelig und mit Schlaglöchern übersät und als ich beim Gasthof vorfuhr, gewährte ich an Stelle des bekannten Gebäudes nur eine kleinere Schenke. Auch die kleine Kapelle, die die Wirtsleute neben dem Gasthof auf einem Wiesenstück errichtet hatten, fehlte.

Unverzagt setzte ich mich an einen sonnenbestrahlten Tisch im Freien, behielt jedoch mein Ölzeug an, das mir Max Bulla noch als geeignete Bekleidung für „Morgaaner“ empfohlen und verkauft hatte. Ein älteres Weiblein erschien. „Jo mei, seiner Lebtag, so an Automobül!“ Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Mir ham scho vüle Herrschaften mit Automobüla do g’habt aber so a neumodisches Automobü han i no nia gsegn.“ (Max, was hast Du mir da verkauft!) Nachdem sie sich beruhigt hatte, frug sie nach meinem Begehr. „Einen Millirahmstrudel und einen Café bitte.“ „Ah wos? Ah so! Sie mahnnaten mein guatn Dopfnstrudl, den die Herrschaften gerne ham. Bring i glei und an echten Haferlkaffee a no dazua.“

Als ich dann den Strudel erhielt, setzte sich die Alte zu mir und meinte, dass sie eigentlich schon lange nach einem Namen für ihren berühmten „Dopfnstrudel“ suche, da ja nur sie diesen auf diese und jene Art zuzubereiten verstehe und niemand sonst. Da das Haus „Zum Schusternazl“ hieße - wenngleich der Nazl schon vor langer Zeit selig dahin-

gegangen sei - so möchte sie den Strudel „Nazi-Strudel“ nennen. Ich zuckte leicht zusammen und meinte, dass ich „Nazi-Strudel“ für keine besonders gute Idee halte. „Nennen sie ihn doch Milchrahmstrudel oder auch Millirahmstrudel, gute Frau“ schlug ich ihr vor. Das gefiel ihr sehr und sie bedankte sich überschwänglich für diesen Tipp.

Nachdem ich den Strudel mit gewohntem Genuss verspeist hatte, obwohl mich das Milieu immer mehr überzeugte, in die Vergangenheit geraten zu sein, war bald die Zeit des Aufbruchs gekommen. Aber zuerst wollte die Alte den Millirahmstrudel auf Krone und Heller bezahlt haben, aber ich hatte nun wirklich keine solchen Münzen bei mir. Ja selbst mit den neuen europäischen Währungen bin ich noch immer nicht vertraut und rechne deshalb insgeheim in die alte preußische Währung um. Dann entsann ich mich einiger Maria-Theresien-Taler, die ich aus der guten alten Zeit, wohl aus Anhänglichkeit aber auch als Notgroschen bei mir trage. Diese Silbertaler sind ja in den Levantinischen Ländern und bis hinunter nach Egypten bis heute noch bekannt und als Währung geschätzt. Nach einiger Mühe konnte ich die gute Frau überzeugen, einen Taler anzunehmen, nachdem sie sich über „des aus´schamte Büldl“ auf der Vorderseite der Münze ein wenig alteriert hatte.

Endlich „ritt“ ich also über das rumpelige Straßenstück zurück und an der gleichen Stelle nach der „Wöglerin“ fand sich wieder die undurchdringliche Nebelwand. Im Schritt passiert, ohne weitere Auffälligkeiten gelangte ich wieder bei strahlendem Sonnenschein auf meine vertraute Strecke und bald war ich daheim. Nun – meine lieben Freunde - behaupte ich nicht mehr und nicht weniger, als dass ich

erstens und wahrhaftig eine sogenannte Zeitreise unternommen und um etwa ein dreiviertel Jahrhundert zurückgereist war und

zweitens: ich – Hieronymus Baron Münchhausen - durch dieses Ereignis der Namensgeber und Taufpate des „Millirahmstrudels“ geworden bin, als dessen Erfinderin aber das Lob weiterhin der Urgroßmutter vom Schusternaz'l gebührt.“

So weit die Erzählung meines Freundes Hieronymus, der ich wirklich nichts mehr hinzufügen kann.

